

Begriffe

Der Fokus auf drei Begriffe – die drei Pfeiler gesellschaftlicher Einbindung

Um nun die Frage nach den Anforderungen an Ausstellungen anzugehen und die drei Tiefenbohrungen auf der theoretisch-konzeptionellen Ebene vorzunehmen sowie die Merkmale aus den Fallstudien herauszuarbeiten, sollen die relevanten Begriffe der gesellschaftlichen Einbindung im Folgenden definiert und dargestellt werden. Bei den drei Grundbegriffen, durch die sich die gesellschaftliche Einbindung definieren lässt, handelt es sich um folgende: »Repräsentation«, »Partizipation« und »Zugänglichkeit«. Erwähnt werden diese von unterschiedlichen Vertreter/-innen im museologischen Diskurs: Carmen Mörsch führt sie in Zusammenhang mit aktuellen Vermittlungsformen in Museen auf und Léontine Meijer van Mensch und Peter van Mensch sehen darin die Pfeiler für gesellschaftliche Einbindung. Sara Stocker Steinke fügt hier an: »Mit dem Anspruch der kulturellen Teilhabe werden Museen unweigerlich mit den Forderungen nach Zugänglichkeit, Partizipation und Inklusion konfrontiert.« (ICOM – International Council of Museums Schweiz, Deutschland, Österreich 2016: 31)

Richard Sandell, der sich mit dem Thema der »Social Inclusion« und »Social Exclusion« in Museen bereits in den 1990er-Jahren befasste, definiert die drei Aspekte in einem Artikel aus jener Zeit zum Thema *Museums as Agents of Social Inclusion* wie folgt:

Representation – the extent to which an individual's cultural heritage is represented within the mainstream cultural arena; Participation – the opportunities an individual has to participate in the process of cultural production; and Access – the opportunities to enjoy and appreciate cultural services (which can incorporate both (i) and (ii) above). (Sandell 1998: 410)

Die drei Aspekte, die als Indikatoren für die Intensität des gesellschaftlichen Einbezugs gesehen werden können, beinhalten zudem unterschiedliche Formen: So kann es sich beispielsweise jeweils um räumliche, performative oder soziale Ausprägungen handeln. Für die vorliegende Untersuchung sollen die drei Aspekte al-

lerdings nicht weiter aufgeteilt werden. Jedoch ist es ratsam, diese im Hinterkopf zu behalten, um ggf. Tendenzen festzuhalten. Dabei zeigt sich, dass vor allem der Begriff der Repräsentation sehr gut und breit untersucht wurde. Die Bandbreite der Beschäftigung damit reicht deshalb von einer sehr klassischen Idee der Repräsentation im Museum bis hin zu Fragen, welche sich vorwiegend ab den 1960er-Jahren u.a. für den Museumsbereich abzeichneten und eine Kritik dieses »tradieren« Repräsentationsbegriffs darstellen. Der Begriff der Repräsentation zeigt sich dabei sehr vielschichtig. Im Gegensatz dazu ist die Zugänglichkeit weniger deutlich dokumentiert. Dieser Begriff taucht insbesondere im Zusammenhang mit Diskussionen zur Involvierung von Menschen mit einer Beeinträchtigung auf. Mit dem Begriff der Partizipation haben sich dagegen vorwiegend in den letzten Jahren unterschiedliche Vertreter/-innen beschäftigt. Hier gilt es, aus der Fülle an diversen Modellen die entsprechenden für die vorliegende Arbeit auszuwählen. Vor allem seit Nina Simons *The participatory museum* aus dem Jahr 2010 ist dieser Begriff aus der Museumsliteratur nicht mehr wegzudenken.

Der Begriff der Repräsentation

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde die vormalige Idee, dass Museen Identitäten produzieren, kritisch hinterfragt. Einher ging diese Veränderung mit dem Anspruch an eine zunehmend »gesellschaftliche Verpflichtung« (McDonald 2009: 50), die mit der dritten Welle der »Neuen Museologie« laut wurde und sich in vielen kultur- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen manifestierte. Aus Fragen nach Repräsentation und Identität resultierte die Repräsentationskritik und löste eine große und bis heute andauernde Diskussion aus, die sich in den jüngsten Jahren in Publikationen zur Machtverschiebung in den Institutionen äußert. So begannen mit der Kritik der Repräsentation der allgemeine Wahrheitsanspruch und die Allgemeingültigkeit des in Museen Gezeigten zu bröckeln und die scheinbare Neutralität und Objektivität der Institutionen wurden auf einmal infrage gestellt.¹ Es zeigte sich, dass sich die Präsentationen in den Ausstellungen zumeist durch westlich geprägte, patriarchale und nationale »Gesten des Zeigens« (Sternfeld 2016: 190) auszeichneten. Natürlich wurde das Museum mit seinem Anspruch an Wahrfähigkeit durch diese kritische Hinterfragung in seinen Grundfesten erschüttert.²

1 Durch Texte, Objekte, visuelle Darstellungen und Repräsentationen konstruieren die Institutionen soziale Überzeugungen, so Mörsch/Sachs/Siebers 2012; vgl. auch Sternfeld 2016: 190.

2 Heute wird über Machtverhältnisse oder eine Verschiebung der Machtverhältnisse diskutiert. Einzelne Publikationen wie *Macht. Wissen. Teilhabe. Sammlungsinstitutionen im 21. Jahrhundert* thematisierten diese Fragen und Herausforderungen für die Institutionen. Eine »Krise der Repräsentation«, wie auch Joachim Baur in seinem Aufsatz unter dem Titel *Repräsentation* (2015) erwähnt, macht sich entsprechend heute bemerkbar.

Joachim Baur zeigt in seinem Aufsatz zur Repräsentation die unterschiedlichen Verständnisse des Begriffs auf: So begreife Platon den Begriff als »defizitäre Imitation der Erscheinungen, die von der Wahrheit der Ideen wegführt« (Baur 2015: 89). Thomas von Aquin dagegen sieht die Repräsentation eher als »abbildhafte Vermittlung höherer Wirklichkeit im Zusammenhang mit der göttlichen Ordnung« (ebd.). Im Weiteren sieht Rudolf Goclenius die »repraesentatio« als einen Vorgang, »Abwesendes gegenwärtig zu machen« (ebd.: 90). Als eine »dreistellige Relation« (ebd.) wird wiederum die Repräsentation dagegen von Charles Sanders Pierce bezeichnet. Ernst Cassirer sieht in der Repräsentation »eine wesentliche Voraussetzung für den Aufbau des Bewusstseins selbst und Bedingungen seiner eigenen Formeinheit« (ebd.), wogegen Nelson Goodman anfügt, dass wir durch die Repräsentation eines Objekts kein Konstrukt abbilden, sondern es herstellen würden. Joachim Baur folgt schließlich den Definitionen des Begriffs der Repräsentation aus den Lexika. So kommt er zu dem Schluss, dass Repräsentation Folgendes bedeuten kann: »Vergegenwärtigung von Abwesendem«, »Darstellung einer Vorstellung«, »Vertretung«, »Stellvertretung«.

Kritik der Repräsentation – Stand der Diskussion³

In den 1960er-Jahren zeichnete sich eine konstruktivistische oder dekonstruktivistische Wende in den Geistes- und Kulturwissenschaften ab. Dabei wurden Fragen diskutiert, die die Erfassung der Wirklichkeit sowie erkenntnistheoretische Grundlagen der Wissenschaft zur Debatte stellten. Nach Beiträgen von Richard Rorty, der u.a. den Begriff des »linguistic turn« popularisierte, oder Jaques Derridas »il n'y a pas de hors-texte« rückten Fragen nach Aussagen mit Wahrheitsgehalt, der Produktion von Wissen und der Darstellung von Wissen (von wem wird was dargestellt) in den Vordergrund. Unter diesen Voraussetzungen erschien in Berkley 1983 schließlich eine interdisziplinäre Zeitschrift mit dem Titel *Representations*. Unterschiedliche, aber museumsnahe Disziplinen haben diesen Begriff aufgenommen, von wo aus, so Baur, dieser wahrscheinlich Einzug ins Museum gehalten hat. So machte Hayden White aus einer geschichtswissenschaftlichen Sichtweise die Repräsentation der Geschichte in *Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth Century Europe* von 1973 selbst zum Thema. Stephen Bann untersucht in seiner Studie *The Clothing of Clio* von 1984 Formen der Repräsentation im musealen Kontext. Clifford Geertz wendet sich einer kulturanthropologischen Idee von Repräsentation zu. Sein Konzept, welches Kultur als Text versteht, richtet sich an die imma-

3 Die »Krise der Repräsentation« ist Teil einer umfassenderen Kritik in der Theorie. Diese spielt sich neben den Cultural Studies auch in der feministischen, postkolonialen und poststrukturalistischen politischen Theorie ab, so Mörsch/Sachs/Sieber (2016: 191) weiter.

nente Repräsentationsabhängigkeit der anthropologischen Forschung. James Clifford widmete sich in der Debatte um die Repräsentation schließlich schon bald dem Gegenstand des Museums. In seinem Beitrag *Poetics and Politics of Representation* von 1988 klinkte er sich so in das sich entwickelnde Forschungsfeld ein. Sein Aufsatz *Museums as Contact Zones* zählt heute zu den wichtigsten Texten in diesem Diskurs. Sharon McDonald dagegen sieht die Diskussion um die Repräsentation nicht nur im akademischen Kontext verortet. Vielmehr erwähnt sie dessen Beeinflussung durch parallel dazu laufende Ereignisse in Politik und Gesellschaft (vgl. Baur 2015: 92–94).

Der Begriff der Repräsentation im Museumskontext

Baur fasst zusammen, dass es sich beim Thema der »Krise der Repräsentation« um eine »Krise eines abbildtheoretischen Begriffs« (2015: 95) handelt. Damit geht das Aufgeben einer Vorstellung, dass das spiegelbildliche Reproduzieren sozialer Realität und kultureller Handlungen der Vergangenheit angehören, einher. Dieser Umstand ist zentral für die Institution Museum als »Repräsentationsagentur« (ebd.: 96).

Baur skizziert aus diesen Überlegungen vier Konsequenzen für das Museum, die die Entwicklung des Begriffs der Repräsentation mit sich bringe. Als Erstes geht es ihm darum, dass Repräsentation im Museum immer die Darstellung von Vorstellungen meint. Gleichzeitig zeigt sich gerade am Gegenstand einer Darstellung von Vergangenen immer auch eine »Präsentifikation, Vergegenwärtigung, gegenwärtige Konstruktion von Vergangenen« (ebd.: 96). Darin verdeutliche sich eine spezifische Position, von der aus Vergangenes angesehen wird. Im Weiteren betrachtet er den Begriff als eine soziale Praxis sowie als Produkt dieser Praxis im Museum. »Ein Verständnis von Repräsentation als soziale Praxis richtet das Augenmerk dabei in besonderem Masse auf die Konstruktionsleistungen und Aushandlungen spezifischer, also stets spezifisch positionierter Produzenten, in ihren Kontexten und unter spezifischen Bedingungen.« Eine dritte Konsequenz, die Baur hervorhebt, sei die »Darstellung als Stellvertretung und Stellvertretung durch Darstellung« (ebd.: 97). Das bedeutet, dass Objekte als Stellvertreter für Zeiten, Themenbereiche, Narrationen etc. stehen und somit immer als Stellvertreter von etwas Größerem gedacht sind. Mit dieser Darstellung werden, so Baur weiter, auch stets Positionen, Sichtweisen und Standpunkte gezeigt. Als vierte und letzte Konsequenz sieht Baur die Repräsentation jenseits musealer Präsentation. Im musealen Kontext bedeutet dies, dass nebst der Form der Präsentation, die sich im Museum in der Ausstellung zeigt, auch andere Bereiche des Museums in Bezug auf die Repräsentation wesentlich sind wie beispielsweise beim Sammeln oder bei Kooperationen mit »Communitys«.

Aus diesen Ausführungen zeigt sich deutlich, dass die Repräsentation ein zentraler Begriff für das Museum sowie die Museumsanalyse darstellt. Allerdings, so Baur, darf der Fokus auf diesen Begriff nicht die »blinden Flecken« und »alternative Blickwinkel« außer Acht lassen (ebd.: 99). So bezeichnete Tony Bennett bereits Jahre vorher diesen alleinigen Fokus auf die Repräsentation als »zentrale Schwäche einer poststrukturalistischen Kritik des Museums« (ebd.: 99). Eine solche Sichtweise führe dann eher zum Anspruch nach adäquater Repräsentation, die dann meistens mangelhaft ist. Die Analyse und Kritik der Repräsentation müsse – so Baur weiter – auch in der sozialen Praxis (der Repräsentationsarbeit) als »komplexe Verhandlungen« einen Niederschlag finden und somit auch hinter den Kulissen des Museums stattfinden (ebd.: 100).

Partizipation – Definitionen und Verständnisse des Begriffs im Museumskontext

Um den Diskurs zur Partizipation etwas weiter und vollständiger auszuführen, wird im Folgenden eine kurze Definition des Wortes aufgezeigt. So leitet sich der Begriff »Partizipation« vom lateinischen »participatio(-nis, f.)« ab. Zwei Pole mit unterschiedlichen Auffassungen von Partizipation sind dabei zu verzeichnen: der eine mit einem eher passiven Verständnis der Partizipation sowie der andere mit einem aktiven Partizipationsverständnis. Hierbei wird »Partizipation als kulturelle *Teil-Habe* im Sinne eines Zugehörigkeitsgefühls bzw. einer – zumindest formal – gegebenen Möglichkeit zum Besuch oder zur Inanspruchnahme kultureller Angebote« (Piontek 2017: 70) verstanden. Besucher/-innen treten hier eher als klassische Rezipient/-innen auf. Stöger, so Piontek, spricht dabei auch von »konsumierender Partizipation« (zit.n. ebd.: 70). Diese Auffassung von Partizipation, die sich bereits in »geistige[r] Auseinandersetzung« (Gesser et al. 2012: 33) als Teilhabe äußert und eine »rein emotionale oder kognitive« Anteilnahme eines Angebots sei, entspreche, so Piontek weiter, »unserer konstruktivistischen Auffassung von Lernen und Bildung«. Der zweite Pol versteht Partizipation im Sinne eines wirklichen Aktivwerdens. Die Besucher/-innen sind dabei als Akteur/-innen aufzufassen. Sie gestalten mit, können Einfluss nehmen und mitbestimmen. »Partizipation wird hier also verstanden als aktive Teilnahme im Sinne einer physischen Betätigung oder »tätlichen« Mitwirkung – dies schließt freilich auch kognitiv-emotionale Anteilnahme mit ein.« (Piontek 2017: 70) Zwischen diesen beiden Extremen bewegen sich die Auffassungen von Partizipation heute. Hans-Ulrich Obrist meint hierzu treffend: »Participation has been used a lot lately. What does this word mean today after it has been turned into a cliché so often?« (Zit.n. ebd.: 68) Diese Feststellung, sowie die Beobachtungen des Diskurses um die Einbindung der Besucher/-innen auf partizipative Weise zeigen die Komplexität des Gegenstands und des Begriffs

auf. In den letzten Jahren sind deshalb auch unterschiedliche Modelle entstanden, die den Begriff ausloten und verschiedene Verständnisse darstellen.⁴ Anja Piontek legt diese Modelle in ihrer Publikation recht umfassend dar. Einige davon sollen im Folgenden kurz aufgeführt werden.

Dabei stellt Piontek fest, dass es eine Vielzahl an Modellen gibt, die u.a. aus der Politikwissenschaft, der Sozialwissenschaft oder der Kunst, also nicht zwingend aus dem Kulturbereich, stammen. Ihre Darstellung der Modelle zeigt das ausge dehnte Verständnis dieses Begriffs deutlich auf. So führt sie einerseits Claudia Ehmayers »Pfeildiagramm« auf, welches fünf Partizipationsintensitäten unterscheidet: Aktivieren, Einfluss nehmen, Mitbestimmen, Mitgestalten und Selbst gestalten. Brown et al. verweisen dagegen auf »ein sehr breites Partizipationsverständnis, das von rezipierender Teilhabe bis aktiver Teilnahme reicht, sofern der Umstand gegeben ist, dass die Situation ein/e Teilnehmer/-in emotional berührt und in einen Zustand ästhetischen Erlebens versetzt. Denn dieses »Miterleben«, diese ästhetische Erfahrung – sei sie nun durch Rezeption oder Aktion hervorgerufen – stellen für Brown et al. ein Kennzeichen dafür dar, dass ein »Publikum« in Kunst und Kultur involviert sei, also an dieser »partizipiere.« (Piontek 2017: 170) Brown et al. unterscheiden hierbei fünf unterschiedliche Partizipationsgrade: Spectating, Enhanced Engagement, Crowdsourcing, Co-Creation, Audience-as-Artists. Nina Simon wiederum führt vier »Archetypen partizipativer Angebotsformate« (Piontek 2017: 179) auf: Contribution, Collaboration, Co-Creation, Hosting. Sie stellt dabei auch fest, dass es sich in den meisten Fällen von Partizipation in Ausstellungen um den von ihr aufgestellten Aspekt der »Contribution« (Simon 2010: 190f.) handelt. Dabei geht es nicht um Mitgestaltung und Mitbestimmung im eigentlichen Sinne, sondern um die Möglichkeit, ein Feedback oder einen Kommentar zu hinterlassen. Beispielhaft dafür sind Besucher/-innenbücher, die eine solche Kommentarfunktion meistens am Ende einer Ausstellung erfüllen können.

Das breite Partizipationsverständnis, der unterschiedliche Umgang und die verschiedenen Auslegungen des Begriffs zeigen sich demnach auch in den aufgeführten Modellen. Diese werden im Folgenden nicht weiter ausgeführt, da sie den Rahmen der Arbeit sprengen würden.

Zugänglichkeit – die Diskussion um Zugänglichkeit im Museumskontext

Der Diskurs um den Anspruch an Zugänglichkeit wird im Museumskontext unterschiedlich thematisiert. Dabei wird von der Zugänglichkeit für unterschiedliche

4 Nina Simon: Stufenmodell; Cornelia Ehmay: Partizipationsintensitäten; Suzanna Milevska: Differenzierungskategorien; Anja Piontek: Partizipation im musealen Tagesgeschäft; Silke Feldhoff: Partizipation in der Kunst; Alain S. Brown: Spektrum an Involvierung.

Zielgruppen oder von Barrierefreiheit beispielsweise im Zusammenhang mit Menschen mit einer Behinderung gesprochen. Eingeführt wurde der Begriff der Barrierefreiheit im Jahr 1993, als die UN-Vollversammlung Standardregeln zur Chancengleichheit aufführte (Föhl et al. 2007: 28). In den USA wurde der Begriff schließlich durch denjenigen der ›Accessibility‹ ersetzt, der im Zusammenhang mit dem US-amerikanischen Behindertengesetz (Americans with Disabilities Act) eingeführt wurde. Im deutschen Sprachraum wurde dieser Begriff alsdann mit ›Zugänglichkeit‹ übersetzt. Leidner (2007: 28) führt in seinem Artikel zum Begriff an, dass diese Übersetzung zuweilen als unzureichend bezeichnet wird und »Accessibility« auch »Nutzbarkeit« einschlieÙe. Rein semantisch betrachtet sind die beiden Begriffe quasi gleichbedeutend: So liegt im Wort ›Accessibility‹ das Wort ›access‹, welches übersetzt ›Zugang‹ heißt. ›Zugänglichkeit‹ ist auf denselben Wortstamm zurückzuführen. Aufgrund möglicher Fehlinterpretationen legt das Behindertengleichstellungsgesetz aus dem Jahr 2002 bei der Definition von Barrierefreiheit zugleich den Fokus auf die Begriffe der Zugänglichkeit und Nutzbarkeit.

Der Diskurs zeigt aber deutlich, dass der Schwerpunkt im Museumskontext in erster Linie auf Personen mit Beeinträchtigung gelegt wird. Der ICOM – International Council of Museums formuliert hierzu Folgendes:

Museen stehen im Dienste der ganzen Gesellschaft. Museen sind aufgerufen, ihre Zugänglichkeit für Menschen mit Behinderungen zu verbessern und deren kulturelle Teilhabe zu fördern. Die Schaffung von barrierefreien Zugängen ist schließlich ein Gewinn für alle Besuchergruppen, ob mit oder ohne Behinderung.⁵

In der Publikation/dem Leitfaden zum Thema definiert er schließlich den Begriff wie folgt:

Barrierefreiheit ermöglicht den hindernisfreien Zugang zu allen Orten, Dienstleistungen, Produkten und Tätigkeiten. Sie erlaubt, ein selbstständiges, selbstbestimmtes Leben zu führen. Barrierefreiheit im Museum kann erreicht werden, wenn die Hindernisse, mit denen Menschen mit besonderen Voraussetzungen konfrontiert sind, vermindert oder beseitigt werden. Neben baulichen Barrieren betrifft dies auch den Umgang mit Sprache und die Angebote des Museums. Barrierefreiheit ist immer eine Annäherung an einen Idealzustand und bedingt Kompromisse. (Ebd.)

Unter dem Titel *Das inklusive Museum – ein Leitfaden zu Barrierefreiheit und Inklusion* veröffentlichte der Deutsche Museumsbund im Jahr 2013 einen Leitfaden zu ebendiesem Thema. Ganz im Gegensatz zu anderen dieses Gebiet behandelnden Leitfäden und Publikationen, werden hier Maßnahmen und Empfehlungen nicht nach Zielgruppen getrennt aufgeführt, sondern »berücksichtigt [er] den Ablauf eines Museumsbesuchs« (vgl. VMS 2016).

5 <http://www.museums.ch/standards/barrierefreiheit.html> (Stand: 22.08.2021).

Dieses Vorgehen scheint spannend zu sein, stellt sich doch die Frage, inwiefern der Begriff der ›Barrierefreiheit‹ oder ›Zugänglichkeit‹ tatsächlich »nur« für Menschen mit einer Beeinträchtigung gilt. Grundsätzlich müssten hier ja alle mitgedacht werden: Menschen mit Migrationshintergrund, die aufgrund der Sprache beispielsweise einen anderen Zugang erhalten sollten, Kinder, die aufgrund ihrer Körpergröße Vitruvianische Höhen nicht betrachten können, Laien, die eine, wie im Leitfaden geforderte »Vereinfachung der Sprache« besser verstehen als Anleitungen mit kompliziertem und fachspezifischem Jargon. Im Weiteren zeigt sich, dass der Begriff der Zugänglichkeit ähnlich wie derjenige der Repräsentation unterschiedliche Merkmale aufweisen kann, die räumlicher, performativer oder sozialer Natur sein können.

Die Verwendung der Begriffe für die Analyse

Die Literaturlage zu den drei Begriffen zeichnet ein sehr unterschiedliches Bild. In Bezug auf die Analyse wird sich zeigen, inwiefern sie tatsächlich produktiv verwendet werden können. Vorgängig schätze ich vor allem die Zuteilung und Verwendung des Begriffs der Repräsentation, gerade aufgrund seiner Bandbreite und Vielschichtigkeit, als weniger klar abzugrenzen ein als die Partizipation und die Zugänglichkeit. So zeigt die Literaturlage, dass der Begriff der Repräsentation sehr vielschichtig und intensiv behandelt wird, die Partizipation sich durch eine Vielzahl an Modellen begreifen lässt, die Zugänglichkeit noch sehr stiefmütterlich eingesetzt wird und oftmals eine Eingrenzung auf nur eine bestimmte Publikumsgruppe (Menschen mit einer Beeinträchtigung) erfährt. Für die Analyse werde ich deshalb von den drei Definitionen nach Richard Sandell (siehe Kapitel »Der Fokus auf drei Begriffe – die drei Pfeiler gesellschaftlicher Einbindung«) ausgehen, der diese sehr pragmatisch und praxisorientiert betrachtet. Für die Analysen scheinen sich diese drei Definitionen auch aus folgenden Gründen am besten zu eignen: Die Definition von Partizipation nach Sandell erscheint sehr offen gewählt. Sie fokussiert nicht auf ein spezifisches Modell aus der Literatur, was eine noch relativ uneingeschränkte Betrachtung der Partizipationsmerkmale zulässt. Die Einschränkung auf ein Modell, um schließlich die passenden Begrifflichkeiten zu finden, soll erst nach der Analyse erfolgen, wogegen die Analyse selber noch sehr breit und möglichst unvoreingenommen geschehen soll. Sandells Definition der Zugänglichkeit ist im Weiteren ebenfalls relativ offen formuliert. Demzufolge wird sie mehr zulassen, als die Literatur dies zurzeit mit der starken Einschränkung auf eine Besucher/-innengruppe intendiert. Für die Analysen eröffnen sich so mehr Möglichkeiten an Merkmalen und Anforderungen zu diesem Begriff.

Im Gegensatz zu den beiden vorangehenden Begriffen erscheint derjenige der Repräsentation sehr vielschichtig und von unterschiedlichen Faktoren abhängig

zu sein. Aus diesem Grund wird der Begriff für die Analyse wahrscheinlich aus unterschiedlichen Perspektiven betrachtet werden müssen. Anders als bei der Partizipation und Zugänglichkeit wird hier die Herausforderung darin bestehen, dass immer nach dem WER, dem WIE oder dem WAS gefragt werden muss, um die relevanten Ansprüche und Merkmale zu erfassen. Inwieweit sich dieser Begriff deshalb tatsächlich eignet, wird sich erst nach den Analysen herausstellen. Trotz allem möchte ich den Begriff so beibehalten und nicht umbenennen oder sogar weiter unterteilen, da sich Sandells Definition stark an der Neuorientierung der Museen auf das Publikum ausrichtet. Deshalb erscheinen der Begriff und seine Definition nach Sandell für das Vorhaben und die Suche nach Merkmalen gesellschaftlicher Einbindung ideal.

